

(Nachdruck verboten.)

85] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
 Von Robert Schweißel.

So geschah es denn auch. Markgraf Kasimir empfing sie und ihre Begleiter noch huldvoller als in Bamberg. Denn Frau Margarethe hatte ihm unter der Hand durch seinen Geheimschreiber 2000 Gulden Lösegeld anbieten lassen, und Else's Schönheit, deren Adel durch die schwarze Tracht in einer rührenden Weise hervorgehoben wurde, verfehlte auf den Frauenkenner ihre Wirkung nicht. Er entließ Frau von Menzingen mit der tröstlichen Versicherung, daß die Feinde ihres Gatten vor seiner Gerechtigkeit zu Schanden werden sollten.

„Und Ihr, werthe Herren“, wandte er sich an die Bürger, die sie begleiteten, „saget der Bürgerschaft, daß ich zwar un-nach-sichtig streng gegen die Rotten der Bösewichter bin, und nicht ruhen werde, bis ich sie mit Schimpf und Stiel ausge-sichtet habe; daß aber die Gutgesinnten auf mich bauen können, als wie auf einen Felsen.“

Sein Trost war keine eitle Vertröstung. Er hatte sich von seinem Geheimschreiber über die Urgichten Stephans von Menzingen und der beiden Geistlichen eingehenden Vor-trag halten lassen und war überzeugt, die Angelegenheit zu seiner Zufriedenheit leicht erledigen zu können. Zu diesem Zwecke hatte er den Ämteren Rath nach Beendigung des Gottesdienstes — denn es war Sonntag — zu sich beschieden.

„Ich bin des Wesens erstaunt, ehrbare Herren,“ so sprach er, die Akten zur Hand, die pünktlich Erschienenen an. „Was steht dem Großen in den Urgichten? Daß der Menzingen den Karlstadt gespeist und wider Verbot in die Stadt gelassen, daß er den Bürgern gerathen, einen Ausschuß zu machen und als Steuerer seine eigene Steuer in der Rolle ausgelöscht hat. Das ist sicher straffällig, aber doch keines ein todes-würdiges Verbrechen. Und was Deutschlin und der blinde Mönch auf der Folter bekamt haben, das ist vollends der Schärfe nit werth. Fast übereinstimmend räumen sie ein, daß sie mit Karlstadt verkehrt, seine Lehre vom Sakrament ge-billigt, gegen die Messe gepredigt und die Obrigkeit gescholten haben, weil sie die Verkündung des lauterer Evangeliums ver-hinderten. Das ist alles. Gotts Marter, wer behielte seinen Kopf noch auf den Schultern, wenn ich nach Eurem Ratze messen wollte? Leget ihnen eine Geldbuße auf, aber gebet sie frei, und ich will Eurer Stadt in Gnaden gewogen bleiben.“

Der Haß aber machte die Rathsherren blind, so daß ihnen mehr daran gelegen war, ihre Feinde zu vernichten, als die Gunst des Markgrafen sich zu sichern. Sie weigerten sich hartnäckig, dessen Verlangen zu erfüllen, drohten ihm selbst mit einer Klage beim Bunde und Konrad Eberhard erklärte ihm in ihrem Namen: „Der Rath kann in Ew. fürstlich Gnaden Begehrt nicht willigen. Denn wenn Ihr den Menzingen und die beiden Geistlichen ungestraft lasset, so ist den Zehn, die gestern gerichtet worden, von fürstlicher Hoheit ein höchstes Unrecht geschehen. Denn just die drei, das sind die rechten Ursäher und Häupter der ganzen Empörung.“ Hieronymus Hassel fügte hinzu: „Auch haben der Deutschlin und der blinde Mönch öffentlich gepredigt, daß hinfüro keine Zehnten, nicht Tranksteuer noch Klauen-geld mehr entrichtet werden sollen. Wenn das nit Aufruhr ist, was ist's?“

Dem Markgrafen schwoh die Zornader auf der Stirn und er verabschiedete den Rath mit den Worten: „Ueberleget's noch einmal! Denn eher soll mir die Zunge verdorren, ehe daß ich in Euer Begehren willige.“ Der Graf von Pappen-heim äußerte, als beide allein waren: „Wozu mit den Holz-köpfen noch länger sich placken? Auf diese Weise kommt Ew. Liebden mit ihnen nit zu Rand. Schicket eine Rotten Fußknechte, um die Gefangenen aus dem Thurm zu holen, und basta.“

Markgraf Kasimir machte in das Kerbholz der Stadt einen neuen und sehr tiefen Einschnitt. Erklärlich, daß seine Laune dem mit kleinen goldenen Sternen besäten silbergrauen Damast glich, in den er von Kopf bis Fuß gekleidet war,

als er sich einige Stunden später zu dem Bankett begab, das ihm der Rath aus der Stadt gemeinem Säckel in dem großen Saal des Rathhauses gab. Er hielt es auch nicht der Mühe werth, das Grau seiner Mißstimmung zu verbergen, und die Ehrbaren, die er einiger Worte würdigte, konnten sie be-zeugen. Erasmus von Muslor begleitete ihn und nannte ihm die Namen der so wenig schmeichelhaft Ausgezeichneten. Die goldenen Sterne gewannen jedoch an Kraft, als sein Feldherrnauge die Schaar der Frauen und Jungfrauen musterte und unter ihr die schöne Gabriele entdeckte. Sie trug ein blaues Gewand von knisterndem Atlas mit gelbunt erlegten Schlitzen über einem gelbseidenen Unterkleide. Ein kurzes Strägelchen von dem Stoffe und der Farbe des Oberkleides und ebenfalls gelb gefütert, schwebte auf ihren nackten Schultern, ohne den reizend gewölbten Busen neidisch zu verhüllen. Das schwarze Haar war in zwei dicken Flechten, die von Perlen durchschlungen waren, über die Stirn gelegt, so daß sie einem Diadem glichen, und Gabriele trug den feinen Kopf so stolz, als ob ihn wirklich ein Krönlein zierte. Es war aber ein anderer Dämon als der des Hochmuthes, der aus ihren großen schwarzen Augen schaute.

Sobald der Markgraf ihrer gewahr wurde, schritt er gerade auf sie zu und sagte zu Herrn Erasmus, während sie vollendet höflich in die Erde sank, wie sie es von der Schwester Lamperta gelernt hatte: „Ihr seid ein neidenswerther Mann, Bürgermeister, daß Ihr ein solches Kleinod in Eurem Hause heget.“ Gabriele senkte die lang-be-wimperten Augen, um sie desto strahlender wieder aufzu-schlagen, und er fuhr fort, ihr kernige Schmeicheleien über ihre Reize zu sagen. Erasmus von Muslor mußte den Spiel-leuten auf den Bänken, die sonst Richter und Schöffen ein-nahmen, verstoßen ein Zeichen geben, damit ihre Musik end-lich die Gäste zu Tisch brachte. Sie waren längst hungrig und die Speisen drohten zu verderben.

Frau von Muslor war die Dame des Markgrafen und er begnadigte sie mit dem bleichen Abglanz des Wohlgefallens, das Gabriele ihm einflößte. Sabine hatte ein Unwohlsein vorgeführt, um an dem Bankett nicht erscheinen zu dürfen. Die Freundschaft zwischen ihr und Gabriele hatte völlig Schiffbruch gelitten. Ihre von Florian Geber zurückgewiesene Leidenschaft hatte Gabriele grenzenlos erbittert und sie ver-barg es kaum nothdürftig, wie verhaßt ihr die alten Verhältnisse waren. Lieber den Tod, als in ihnen weiter leben! Ihre Vergangenheit fortwährend durchwühlend und durchgrübelnd, machte sie Marj dafür verantwortlich, daß sie geworden war, wie sie war, erschien ihr dessen Liebe zu Else als der Urquell aller ihrer Leiden. Und sie erinnerte sich, was sie dem Paare geschworen hatte. Der Augenblick war gekommen, den Schwur zu erfüllen. Das Blut, welches nun auch in Rothenburg geflossen war, be-rauschte sie, belebte sie. Und es war, als ob dieser Rausch sich in ihrem ganzen Wesen verrieth, so daß sie die Blicke des Markgrafen immer wieder zu sich zwang. Nach dem ersten Gange schickte er ihr seinen Pagen mit dem Er-suchen, ihr einen Zutrink widmen zu dürfen. Verbindlich neigte er seinen Becher gegen sie und sie dankte ihm mit einem Lächeln, das ihn veranlaßte, seinen gekräuselten Schnurrbart zu liebkosen. Nach dem zweiten Gange kam er, um mit ihr zu plaudern. Ihr alter, stets schmöde von ihr behandelter Verehrer, der Junker von Hornburg, der sie zu Tisch geführt hatte, wollte dem Markgrafen seinen Platz einräumen. Er zog es aber vor, hinter ihrem Stuhle stehen zu bleiben, den Duft ihres Haares einzuathmen und die Blicke in ihren Busen zu tauchen, wenn sie denselben nicht mit ihrem Fächer schützte. Später sandte er ihr einen Teller mit Konjekt und dann nahm er ohne Umstände den Platz an ihrer Seite ein und verließ ihn erst gegen Ende der Tafel.

Von dem, was beide bald scherzend, bald lachend, bald ernst und angelegentlich mit einander sprachen, vermochte ihre Nachbarschaft kaum ein Wort aufzufangen, und dann war es eine Bethenerung von seiner Seite, die bestätigte, was alle sahen, daß es ihm nämlich Gabriele's Reize angethan hatten. Konrad Eberhard beobachtete seine Mündel unausgeseht, begegneten sich aber ihre Blicke, so vermochte er in den ihrigen nichts von dem zu lesen, wonach er so begierig spähte. Sie

spielte ein hohes Spiel, aber sie spielte es für sich allein und unbekümmert um ihn, der sie unter seinem Einflusse glaubte. Endlich erhob sich der Markgraf. „Es bleibt also bei unserer Verabredung, schöne Gabriele, und ich hole Euch zu dem Spazierritt ab.“ sprach er laut zum Abschiede. Sie neigte stumm den Kopf und schlug ihren Fächer auseinander, um ihre erhitzten Wangen zu kühlen. Bevor der Markgraf bald darauf den Saal verließ, zog er noch Erasmus von Muslor bei Seite und sprach vertraulich eine kurze Zeit mit ihm.

Am nächsten Morgen erschien der Markgraf zu Pferde vor dem Hause des ersten Bürgermeisters, und dann sah man die schöne Gabriele auf ihrem Rappen an seiner Seite durch die Stadt nach dem Röder Thor reiten, wo sechs Reisige zu ihrem Geleit harrten. (Fortsetzung folgt.)

Neue Planeten.

Im Alterthum hatte man nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der ungeheueren Ausdehnung des Weltraumes. Man hatte zwar die Entfernung des Mondes von der Erde ziemlich richtig zu 50 000 Meilen gemessen; für die der Sonne dagegen fand man statt des 400fachen nur den 28fachen Betrag dieser Größe. Die Entfernungen der anderen Planeten oder gar der Fixsterne war man überhaupt nicht im Stande, zu messen, und man nahm nur an, allerdings mit Recht, daß die langsamer schreitenden Planeten auch die ferneren seien. Bekannt waren außer Sonne und Mond nur die fünf Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Jenseits des Saturn wurde die Fixsternsphäre angenommen, die das Weltall begrenzte; an die Ungeheuerlichkeit der thatsächlichen Entfernungen schon der letzten Planeten und gar erst der Fixsterne dachte man auch nicht im Traum.

Eine erste Ahnung hiervon dämmerte auf, als durch die von Copernicus aufgestellte Lehre die Möglichkeit gegeben war, die Entfernungen der Sterne zu messen. Die Schleißen in den Planetenbahnen erschienen hier als Abbilder der Erdbahn, und aus ihrer Größe war daher die Entfernung des betreffenden Gestirns zu entnehmen. Die Fixsterne zeigten solche Abbilder der Erdbahn nicht, und deshalb sagte schon Copernicus, diese Sterne müßten so unmeßbar weit entfernt sein, daß von ihnen aus die ungeheure Bahn der Erde, deren Durchmesser ja 40 Millionen Meilen beträgt, als ein Punkt ohne jede Ausdehnung erscheint. Die Richtigkeit dieser Anschauung ist in unserem Jahrhundert erwiesen worden, da mit unseren verbesserten Instrumenten kleine jährliche Bahnen einiger Fixsterne gemessen sind, woraus sich Entfernungen ergeben, die in die Billionen von Meilen gehen.

Während so die Vorstellungen von der Ausdehnung des Raumes sich allmählig erweiterten, wurde auch unser Sonnensystem genauer durchforscht. Das 1610 erfundene Fernrohr zeigte sofort, daß im Gefolge der Herrscherin Sonne sich weit mehr Körper befinden, als sich dem unbewaffneten Auge verrathen hatten; es wurden zunächst vier Monde entdeckt, die sich um den Planeten Jupiter bewegen, der so ein kleines Abbild des Sonnensystems darstellt. Zudem man dann die Abstände der einzelnen Planeten von der Sonne miteinander verglich, schloß man auf das Vorhandensein eines noch unbekanntem Planeten. Der Reihe nach sind ja die Entfernungen vom Merkur bis zum Saturn beinahe 8, 14, 20, 31, 104, 191 Millionen Meilen. Wenn man nun der Reihe nach die Zahlen: 0,6, 12, 24, 48 u. s. f. immer die doppelte bildet und jedesmal 8 hinzusetzt, so erhält man der Reihe nach: 8, 14, 20, 32, 56, 104, 200. Vergleicht man diese Reihe mit den obigen Entfernungen der Planeten, so zeigt sich eine auffallende Uebereinstimmung; nur für die 56 fehlt bei den Planeten die entsprechende Zahl, und die dem Saturn entsprechende, 191, zeigt eine Abweichung um 9 von 200, also eine Abweichung von $4\frac{1}{2}$ pCt. Schon der berühmte Kepler, der zuerst die wahren Gesetze der Planetenbewegungen erkannt hatte, stellte zufolge dieser Beziehung die Behauptung auf, daß auch der Entfernung 56 Millionen Meilen von der Sonne ein Planet entsprechen müßte, und sagt daher, daß er zwischen Mars und Jupiter noch einen Planeten annehme.

Die verbesserten und vergrößerten Fernrohre führten nun zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Entdeckung eines neuen Planeten, der aber nicht zwischen Mars und Jupiter steht, sondern noch über den Saturn hinausreicht. Die nächste Zahl der obigen Reihe würde $2 \times 192 + 8 = 392$ sein, und wirklich beträgt die Entfernung des Uranus, der 1781 mit dem Herschel'schen Riesenteleskop aufgefunden wurde, 384 Millionen Meilen, so daß die Abweichung nur 8 auf beinahe 400, also nur 2 pCt. beträgt. Um so fester setzte sich die Ueberzeugung fest, daß auch zwischen Jupiter und Mars in der Entfernung von 56 Millionen Meilen von der Sonne ein Planet umlaufe, der endlich gefunden werden müsse.

Unser Jahrhundert hat uns nun nicht einen, sondern mehrere Hundert neuer Planeten gebracht. Es begann zuerst vielversprechend. Gleich am 1. Januar 1801 wurde auf der Sternwarte in Palermo von dem Direktor Piazzi ein kleiner Planet entdeckt, der den Namen Ceres erhielt; seine Berechnung ergab eine mittlere Entfernung von 55 Millionen Meilen von der Sonne, also eine sehr gute Uebereinstimmung mit der in der obigen Reihe fehlenden Zahl. Aber nun wurde des Guten zu viel; der praktische Arzt Dr. Olbers in Bremen, der sich viel mit Astronomie beschäftigte, fand im März des Jahres 1802 einen weiteren kleinen Planeten, die Pallas, der sich ebenfalls

in einer mittleren Entfernung von 55 Millionen Meilen um die Sonne bewegte, und zwei Jahre später wurde durch Harding in Lilienthal bei Bremen ein dritter kleiner Planet, die Juno, aufgefunden, dessen mittlerer Abstand von der Sonne 53 Millionen Meilen beträgt. Nach ferneren drei Jahren glückte Olbers abermals die Entdeckung eines Planetoiden, wie man diese kleinen Planeten nannte; derselbe wurde Vesta getauft. Dieser aber schloß sich gar nicht der obigen Zahl 56 an; sein mittlerer Abstand von der Sonne beträgt 46 Millionen Meilen, weicht also fast um 20 pCt. von jener Zahl ab.

So hatte man denn zwischen Jupiter und Mars Planeten gefunden, aber nicht einen, sondern vier, und besonders der letzte bestätigte die früher aufgestellte Zahlenreihe über die Entfernungen der Planeten durchaus nicht. Da jedoch die ersten drei ungefähr stimmten, so wollte man die Reihe nicht ohne weiteres aufgeben, und suchte nach abenteuerlichen Erklärungen für die Anzahl der gefundenen Sterne; z. B. wollte man behaupten, daß sie im Grunde nur einen Planeten darstellten, der durch irgend eine Katastrophe, etwa durch einen Zusammenstoß mit einem Kometen, in mehrere Theile zertrümmert sei.

Endgiltig beseitigt wurde obige Reihe durch die Entdeckung des nächsten großen Planeten, des Neptun, eine Entdeckung, die gewissermaßen eine Astronomie des Unsichtbaren einleitete und für alle Zeiten eine der wunderbarsten Errungenschaften des menschlichen Geistes darstellt. Aus kleinen Abweichungen, die der Uranus von seiner berechneten Bahn zeigte, wurde auf einen noch jenseits seiner Bahn stehenden Planeten als Ursache dieser Abweichungen geschlossen und dieser Planet 1846 von Leberer errechnet, ehe er gesehen war. Das Fernrohr fand ihn dann an dem bezeichneten Orte. Der Abstand des Neptuns von der Sonne beträgt 602 Millionen Meilen, während das folgende Glied der Zahlenreihe $2 \times 384 + 8 = 776$ sein würde.

Schon ein Jahr vor der Berechnung und Entdeckung des Neptun, des äußersten uns bis jetzt bekannten Planeten, hatte man begonnen, den Raum zwischen Jupiter und Mars planmäßiger, als früher abzuschauen, und man entdeckte auch außer den schon bekannten vier Planetoiden eine Reihe weiterer kleiner Weltkörper von derselben Art, sämmtliche winzig klein im Vergleich mit den anderen Planeten, sämmtlich zwischen Mars und Jupiter, wenn auch in verschiedenen gestreckten Bahnen, die Sonne umkreisend. Einen ganz besonderen Aufschwung nahm die Entdeckung dieser kleinen Gestirne, als seit Anfang der siebziger Jahre die Photographie in die Erforschung des Himmels eingeführt wurde. Die photographische Platte ist allerdings nicht so empfindlich, wie unser Auge; in zwei Sekunden z. B. erkennt man im Fernrohr deutlich weit mehr Sterne, als auf der Platte in diesen zwei Stunden erscheinen. Beobachtet man aber zwei Stunden statt zwei Sekunden, so ist das Auge nicht tüchtiger geworden, Sterne, deren Lichtstärke zu schwach ist, um im Auge in zwei Sekunden einen Eindruck hervorzurufen, können auch nach zwei Stunden nicht erblickt werden. Das ist bei der photographischen Platte anders; hier addiren sich die beständig auffallenden Lichtmengen in ihrer Wirkung, so daß in zwei Stunden viele Sterne ein Bild hervorrufen, die für das Auge immer unsichtbar bleiben. Allerdings muß die Platte der Bewegung der Sterne, die sich ja mit dem gesamten Himmelsgewölbe in 24 Stunden einmal um die Weltaxe drehen, genau folgen, damit das Licht auf denselben Punkt der Platte fällt.

Hat die Himmelsphotographie so die gesammte Sternkunde beträchtlich erweitert, so ist sie ganz besonders auch der Entdeckung der kleinen Planeten günstig gewesen. Da diese sich am Himmel als Wandelsterne zwischen den übrigen bewegen, so erscheinen sie auf einer Platte, die mehrere Stunden lang nach dem Himmel gerichtet war, nicht als Punkt, sondern zeichnen ihre Bahnen als Linien zwischen den Sternen ein. Früher brauchte man mehrere hinter einander fortgesetzte Beobachtungen, um die Planetennatur eines solchen kleinen Sternes zu erkennen; jetzt verräth er diese selbst auf der Platte, die ihn nur wenige Stunden verfolgt, und giebt seine Bahn mit der größten Genauigkeit selbst an. Daher vergeht jetzt kein Jahr, ohne daß neue Körper in dieser Planetoidengruppe entdeckt werden. 1890 war ihre Zahl schon auf 302 angewachsen, und gegenwärtig ist die 450 bereits überschritten, ohne daß wir etwa am Ende angelangt wären.

Die Urania in Berlin ist an diesen Entdeckungen mit zwei Nummern vertreten. Am 8. October 1896 entdeckte Herr Witt, der Astronom der Urania, einen kleinen Planeten, den er nach seiner Vaterstadt Verolina nannte, und am 13. August 1898 glückte ihm abermals die Entdeckung eines solchen Weltkörpers. Dieser letztere aber ist ganz besonders bemerkenswerth und interessant. Die andern 452 Planetoiden laufen sämmtlich in dem ringförmigen Raume, der sich zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter hinzieht; dieser dagegen verläßt diesen Ring und kommt der Erde beträchtlich näher, als der Mars. Während der Mars sich uns nur bis auf 8 Millionen Meilen nähert, kommt uns dieser neue Planet sogar bis auf drei Millionen Meilen nahe; bei seiner Entfernung schneidet er dann die Marsbahn, und geht noch $7\frac{1}{2}$ Millionen Meilen über sie hinaus. Somit stellt seine Bahn eine langgestreckte Ellipse dar, die eine überraschende Ähnlichkeit mit den Bahnen mancher Kometen hat, die ja auch die Bahnen mehrerer Planeten durchschneiden. Der neue Körper bildet somit gewissermaßen ein Mittelglied zwischen Planeten und Kometen, und vielleicht ist er nur der erste in einer ganzen Reihe von Geschwütern,

die sich der forschenden Platte noch offenbaren werden. Wegen dieser merkwürdigen Bahn sowohl, als auch wegen der großen Erdnähe, die er erreicht, und die ihn zu einem sehr geeigneten Ausgangspunkt für gewisse auf die Sonnenferne bezüglichen Messungen macht, ist seine Entdeckung nicht mit denen der übrigen kleinen Planeten auf eine Stufe zu stellen, sondern bildet einen besonderen Abschnitt in der Entwicklung der Astronomie. — Dr. B. B.

Kleines Feuilleton.

gk. Von den mohammedanischen Brüdergemeinden in Marokko erzählt Ebnouard Cat in der letzten „Revue des Deux Mondes“: Marokko ist das Land, in dem die mohammedanische Religion ihre fanatischsten Anhänger findet. Das beweist am besten die Rolle, die diese religiösen Brüdergemeinden hier spielen. Es giebt jetzt deren 90, von denen einige bis auf das 12. Jahrhundert zurückgehen. Sie stehen unter der Leitung von cheiks und sind in Ordenshäusern vereinigt. Manche Orden nehmen auch Frauen auf, die dann ihre eigene Verwaltung haben. Ihr Zweck ist die Durchführung des Glaubens auf die reine Lehre des Koran. Religiöse Vorschriften sind Beten, Fasten, Almosengeben und Pilgerfahrten. Auch müssen sich die Brüder gegenseitig wie Familienmitglieder unterstützen. Vor allem suchen die cheiks aus ihren Orden gefällige Wertgegenstände ihrer Herrschaft zu machen. Der Katechismus verlangt unbedingten Gehorsam: „Du sollst sein in den Händen des cheiks wie der Leichnam unter den Händen dessen, der die Todten wäscht!“ Um diese Verneinung des eigenen Willens und der eigenen Gedanken möglich zu machen, bestimmen die Ordensregeln obligatorische Übungen, vor allem den dikr, ein Gebet, das in seiner verschiedenen Gestaltung den besonderen Charakter des Ordens anzeigt. Es besteht in der Rezitation von Versen des Koran und von längeren Gebeten, sodann in der Wiederholung einer kurzen Formel, wie z. B.: „La illaha illa Allah, Mohammed rassoul Allah“. Die Quodna müssen eine solche Formel bei jedem der fünf Tagesgebete 165 mal wiederholen, die Wissaoua 600 mal in der Morgendämmerung, 3000 mal am Morgen, Mittag und Abend, 4000 mal in der Dämmerung. In vielen Orden genügt es, die Formel einmal zu viel oder zu wenig zu sprechen, um ihre Wirksamkeit aufzuheben. Dazu wird oft noch die Stellung vorgeschrieben, die der Betende einnehmen muß, die Bewegungen, mit denen er das Gebet begleitet, der Tonfall, in dem er es sprechen soll. Weiter werden Musik, Weisrauch und Parfüm zur Umnebelung des Geistes angewandt. So nimmt das Gebet beinahe den Charakter der religiösen Tänze der Wilden an. Die Wissaoua sagen ihre Gebete in schnellem Rhythmus, den die Musik der Trommeln und Tambourins angeht. Zugleich berühren sie einander und bewegen sich taktmäßig hin und her. Die Musik wird schneller und schneller — die Betenden können schließlich nur noch heulen. Die Ordensritter wissen es sehr gut, ein wie geeigneter Boden für Halluzinationen und religiöse Delirien durch derartige Gebete geschaffen wird, sie nennen sie den „Degen, mit dem die Brüder ihre Feinde schlagen und sich gegen alles Ungemach schützen, das ihnen droht“. Diese Orden sind vor allem der Herd des Fanatismus und des Hasses gegen die Christen. Sie rufen zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, wie es die reine Lehre des Koran befiehlt. Eine ernstere Gefahr für die Christen wurde bisher indessen durch die Feindschaft verhütet, die zwischen den verschiedenen Orden bestand. Seit einer Reihe von Jahren macht sich in der muslimanischen Welt eine Tendenz zur Einigung, zu einer Art von Panislamismus geltend. So ist besonders ein Orden, die Senoussija, gefährlich, weil er eine Vereinigung sämtlicher Orden anstrebt. Keine weltliche Autorität außer der des Mahdi ist nach ihrer Lehre geächtlich; mit Waffengewalt müssen sowohl der Sultan der Türkei als auch die ungläubigen Mächte bekriegt werden, und falls dies unmöglich ist, soll man sich aus den Ländern, wo Christen herrschen, entfernen. —

Theater.

Im Schauspielhause wurde am Sonnabend „Jörg Trugenhoffen“, ein deutsches Schauspiel von Rudolf Straß, zum ersten Male gegeben. Es ist eine Mode geworden, die Bezeichnung deutsch dem Märchen, dem Schwank, dem Schauspiel vorzusetzen; und eine höchst überflüssige Mode dazu. Ein Franzose fände es abgeschmackt, besonders zu betonen, sein Werk sei französisch. Denn das ist für ihn selbstverständlich. Bei uns indessen scheint es auf eine gewisse Deutschthümerei hinauszulaufen.

Rudolf Straß hat sich im „Jörg Trugenhoffen“ auf ein Gebiet gewagt, auf dem sein schwächliches Gestaltungsvermögen scheitern mußte. Es ist erstaunlich, wie man in die gewaltig gährende Zeit der deutschen Vauerkriege untertauchen, und wie wenig Phantasie und Schaffen davon angeregt werden kann. Oder es ist erstaunlich, wie man das Erstaunte selber unterdrücken kann, wenn man für ein preussisches Hoftheater dichtet. In der Zeit der Vauerkriege in und um Heidelberg spielt nämlich das Drama. Aber von der Volksempörung selber ist im Stücke nur wenig die Rede. Ein armer, ewig winselnder Vauertölpel, der im Kopf nicht richtig ist, sonst ein beliebter Romantypus, symbolisiert eigentlich den armen Konrad. Es kommt auch sonst fast alles im Drama auf einen

Roman heraus, auf einen Roman des Ebers, wenn man will, aber ohne Ebers'chen Gelehrtenstolz.

Was in dem romantischen Ritterschauspiel an ideellem Inhalt steckt, das ist mir nicht recht klar geworden; dem gesammten Publikum ebenfalls nicht. Darum war die Aufnahme im ganzen lau. Vielleicht sollte bewiesen werden: Wer Bech hat, kann auch als braver Kerl Verräther werden. Vielleicht auch: Nimm nicht übereifrig Rache, sonst geht es mit Dir schlimm aus. Jedenfalls stehen die Personen im Stücke nicht auf festen Beinen; so kann man sich von ihnen denken, was man gerade will.

Dem Jörg ist ein Mädchen zugeflogen, ein blondes Käthchen, das von ihrem „hohen Herrn“, dem Rittersmann, nicht mehr lassen kann. Dies Mädchen ist zugleich Jörg Trugenhoffen's Nacheengel. Denn Jörg ist als Bundesbruder des Sickingen und Empörer wider die Fürstengewalt vom Pfalzgrafen bei Rheine geächtet worden, man hatte seinen Burgsitz verwirkt und sein Weib getödtet. Ein Wütherrich hat das Verführungswerk vollendet, des Pfalzgrafen Marschall, der alte Landtschad von Habern. Dieser Graubart nun ist in des Jörg's Käthchen verschossen, und das arme Kind wäre auch sein Weib geworden, wenn nicht der männliche Jörg den Weg der schönen Engelen Western gekreuzt hätte. Tief verwundet sieht der Alte, wie Jörg ihm sein Theuerstes geraubt hat; und Engeln hat keinen anderen Willen, als den ihres Ritters. Jörg hat Rache genommen, zugleich aber, da er als Geächteter in der Pfalz des Grafen erschienen war, sein Leben verwirkt. Noch wird er mit Engeln getraut, am nächsten Morgen soll er gelöst werden. Richtig kommt der Henker mit dem Beil, Engeln sieht kniefällig vor dem Pfalzgrafen, Jörg bleibt todesmüthig. Da tritt von außen die entscheidende Wendung ein. Zufällig war um dieselbige Zeit der große Bauernaufstand ausgebrochen. Die Bauern hatten den Helsenstein und die Ritterschaft bei Weinsberg erschlagen, und gegen Heidelberg ging's unter Führung des Pfaffen Eisenhut. Ein Zufall wollte es ferner, daß dieser Bauernführer der beste Jugendfreund des Ritters Jörg war. Also wurde Jörg vom Tode losgesprochen und als Abgesandter des Pfalzgrafen zu Eisenhut ins Lager gesandt. Das war aber nur eine tückische Falle vom Pfalzgrafen. Während Jörg unterhandelte, und die Bauern im guten Glauben hinhielt, sammelten sich die überraschten Ritter und schlugen das Bauernheer. Als Judas mußte Jörg seinem Freunde vorkommen; und Jörg wollte es nicht überleben, daß er so überlistet worden, nahm sein Käthchen, und beide zogen nach einer Burgruine, wo sie im sehnennden Jammer untamen.

Den Jörg und sein Käthchen spielten Matkowski und Fräulein Lindner. Er wettete und donnerte, daß das Haus zitterte, und doch wurde niemand warm davon; und sie that naiv und weinte unnüchlich. Aber es blieb bei gemachter Naivetät. —

Das Berliner Theater hat, da andere Bühnen es mit dem Lobpreien ehrsamere Häuslichkeit sehr eifrig haben, zu seinem Glück einmal über die Stränge geschlagen. Die jetzige Novität des Berliner Theaters ist französischer Ursprungs und heißt „Zaza“ (von Verton und Simon). Wie schon der Name Zaza andeutet, handelt es sich um ein Persönchen außerhalb der „guten, das heißt soliden Gesellschaft“. Aus den Stimmungsreizen will das Stück, dessen Verfasser der neufranzösischen Schule angehört, sein Bestes holen. Einigermassen erinnert es an die „Liebeler“ des Wiener's Arthur Schnitzler. Ein bischen überhäufende Lebenslust, ein bischen Traurigkeit und Schwermuth fließen und wogen durcheinander. Dazu schließen die Autoren ein Kompromiß mit den Lieblingsgewohnheiten des alten Dramas, und durch diese Polititil zu beiden Händen gewinnen sie das Publikum, das etwas Handgreifliches haben, derb auflachen oder gehörig flemen will, so wie die feiner empfänglichen Hörer, die in den verschlungenen Irrungen und Wirrungen eines Lebensschicksals nicht die handfeste Posse und nicht das rührselige Trauerspiel allein erkennen, sondern bald lächeln, bald sich leiser Melancholie ergeben. Jedenfalls ist „Zaza“ eine der besseren neufranzösischen Komödien, frei von der elenden Monotonie der französischen Schwänke, und wenn man vom Scherz die Liebertreibung, vom Ernst eine Lieberfracht in sentimentalischer Theatralit abzieht, bleiben einige wirkliche Lebensbilder übrig. Ihr erstes führt hinter die Kulissen eines Variétés-Theaters, dessen „Diva“ eben die pilante Zaza ist. Ein Komiker hat sie aufgerichtet und ihr Lebenshalt geboten. Bei ihrer völlig vollkommenen Mutter, einer Säuserin, wäre sie ebenfalls niedergeboren. Zaza ist in ihrer Art gut und dankbar; aber nach ihrer verkehrten Jugenderziehung auch leichtfertig, jedem Impuls unterworfen und so erliegt sie einem Herrn Dufresne, an dessen scheinbarer Kälte sie sich entflammt. Aber Dufresne hat mit ihr, die felsensfest auf ihn vertraute, einen ungleichen Liebeshandel getrieben. Er ist längst vermählt und Vater eines Kindes. Erschrocken bringt Zaza unter fremdem Namen ins Haus der Frau Dufresne ein, sieht, wie hier der Hausfrieden und eine „echte“ Dame waltet und zu Tode betrübt geht sie von dannen. Eine rauhe Auseinandersetzung folgt. Aber am Ende sterben die Zaza's nicht an ihrer Liebe und die Dufresne's verfallen nicht in Selbstqualerei wegen eines Betrug's.

Das Stück ist rein theatralisch, mit großer Routine gearbeitet, also für die Schauspieler durchaus dankbar. Eine Glanzrolle ist vor allen Dingen Zaza, die von der sehr geschickten Frau Prassl-Grevenberg wirksam gegeben wurde. Betonte sie leichter,

weniger absichtlich, als unterstriche sie die Pointen, sie käme dem Geist des plaudernden Schauspiels noch näher. —

Kunst.

kg. Nachahmung in der Kunst. Die große Bedeutung, welche die Nachahmung im sozialen Leben hat, haben Laine und neuerdings Larde nachgewiesen. Dafür, daß sie auch in der Kunst eine sehr große Rolle spielt, führt Felix Regnaud in der „Revue scientifique“ eine Reihe von interessanten Beispielen an. Es handelt sich um die Thatsache, daß einmal gefundene oder entworfene Bilder in der Folge einfach kopirt werden. Nachdem der Wilde einmal die ersten Ornamente für seine Waffen, seine Kleider, für die Tätowirung seines Körpers entworfen hatte, beschränkte er sich darauf, sie in einer bestimmten Ordnung zu wiederholen. Ebenso wiederholte er Pflanzen, Thiere und Menschen, nachdem er sie zum ersten Male gezeichnet hatte. Die Elfenbeinplatten der Loango-Regen zeigen immer dieselben Männer und Frauen in derselben Stellung. Auf dieselbe Weise entstanden die Thierfriese der amerikanischen Töpfe und der altgriechischen Vasen. Ebenso finden sich an ägyptischen, assyrischen und persischen Kunstgegenständen ganze Reihen von Personen, von denen die eine die Kopie der anderen ist. Sie haben alle dieselben faltblättrigen Gesichter, gleichviel in welcher tragischer Situation sie dargestellt sind. Dabei ist nicht etwa eine Beeinflussung eines Volkes durch ein anderes anzunehmen; auch bei einem so isolirten Volke wie den Chinesen finden wir geradlinig angeordnete Reihen von Pferden. Der gleiche Nachahmungstrieb offenbart sich auch, wenn ein primitiver Künstler einen Wald oder ein Wasser zeichnet. Die Bäume des Waldes sind alle gleich hoch und gleich weit von einander entfernt. Die Wellen des Wassers gleichen einander genau, die Fische sind alle von derselben Art und an der Oberfläche aufgereiht. Aber auch in der entwickeltesten Kunst zeigen sich solche Wiederholungen. In Cimabue's berühmtem Bilde der „Jungfrau mit den Engeln“ haben Jungfrau, Kind und Engel dasselbe mütterliche Gesicht, die sechs Engel sind geradezu mit einander identisch; ja selbst von Lionardo's und Raffael's Bildern lassen sich Beispiele weitgehender Ähnlichkeiten in den Figuren aufzählen. Noch viel stärker als in den einzelnen Werken tritt die Nachahmung natürlich in der Kunstgeschichte im allgemeinen auf. Nicht nur die Kunst der Wilden, auch die ganze antike Kunst beruht auf einer beschränkten Anzahl von Typen. Die Statuetten der Wilden haben gewöhnlich die Arme an den Körper angelegt, steif herabhängend oder unter der Brust gekreuzt. In Mexiko, bei den Egyptern, in der griechischen archaischen Kunst fand sich dieselbe Stellung. Die spätere griechische Kunst, besonders die Terracotten von Tanagra und Myrina, zeigt schon mannigfaltigere Typen, aber noch in der Medicaischen und Kapitolinischen Venus findet sich ein Anklang an die archaische Stellung. Endlich ist hier nur daran zu erinnern, wie in der Tradition der Schulen die Werke des Meisters ohne Ende kopirt wurden, wie in der Architektur einmal festgestellte Typen zu unzähligen Malen wiederholt wurden, wie — auch die Meister ihre eigenen Werke kopiren. —

Meteorologisches.

t. Wie die „Meteorologische Zeitschrift“ in ihrem neuesten Hefte mittheilt, ist die Errichtung einer Wetterwarte auf der Zugspitze, dem höchsten Gipfel des Deutschen Reiches, gesichert. Die bayerische Regierung hat in dem Etat des nächsten Jahres einen Zuschuß von 12 000 M. für den Bau dieser Warte erster Ordnung ausgeworfen, ferner 6000 M. für die erste Einrichtung und noch 6000 M. jährlich für den Betrieb. Dadurch ist auch die Anstellung eines wissenschaftlichen Beobachters möglich geworden, was für den Werth der Beobachtungsergebnisse von größtem Vortheil sein wird. Die übrigen Kosten sind von dem Deutsch-Oesterreichischen Alpenverein auf der letzten Jahresversammlung bewilligt worden. Der Gipfel der Zugspitze ist bekanntlich 2965 Meter hoch, und regelmäßige Beobachtungen in solcher Höhe werden für die Witterungskunde höchst werthvoll sein. —

Technisches.

— Neues Verfahren zur Herstellung feuersicherer Häuser aus Beton und Eisen. Seit der Zement infolge seiner massenhaften und billigen Erzeugung im Bauwesen ausgedehnte und allgemeine Verwendung gefunden und Monier gezeugt hat, daß Beton in Verbindung mit eingelegten Eisenstäben eine große Tragfähigkeit erhält, werden neuerer Zeit Gemölbe und Wände mit Vorliebe nach diesem System hergestellt. Freilich war das bisherige Verfahren des Einlegens von einzelnen Stäben in den Beton noch unvollkommen und schwierig auszuführen, und es befaßten sich deshalb nur wenige Spezialisten mit dieser Arbeit. Nun ist es aber dem Amerikaner J. F. Golding gelungen, eine Maschine zu konstruieren, welche aus Stahlblech ein vollständig zusammenhängendes Netzwerk in beliebigen Dimensionen und Maschenweiten erzeugt, das von jedem Maurer ohne weiteres verwendet werden kann, indem es einfach in den Beton eingebettet wird. In Amerika und England und in neuerer Zeit auch in Belgien und Frankreich werden bereits die Deden und inneren Wände ganzer Häuser nach diesem System hergestellt, und man schreitet schon daran, auch die Hauptmauern nach demselben auszuführen. Die Tragfähigkeit derartig hergestellter Deden und die Festigkeit solcher Wände

ist gegenüber dem gewöhnlichen Monier-System etwa doppelt so groß, während die Herstellungskosten wesentlich geringer sind. Die Vortheile dieses neuen Systems sind sehr bedeutende. Die Deden werden nur halb so dick als gewöhnlich und naturgemäß viel leichter, so daß die Tragbalken schwächer sein beziehungsweise weiter auseinander liegen können. Die Wände sind nur 10 Centimeter stark und innen hohl, so daß sie nahezu schalldicht sind und gegen Hitze und Kälte den besten Schutz gewähren, besonders aber viel Platz ersparen. Das neue Netzwerk wird außerdem in Amerika und England in ausgedehntem Maße zu Gartenzäunen und allen möglichen Bedarfsartikeln, die bisher aus Drahtgeflecht hergestellt worden sind, verwendet. —

Humoristisches.

— Verschiedene Wirkung. Brown: „So hat denn Meeks sich um eine Scheidung beworben, obwohl er die Wittve erst vor einer Woche heirathete, — so, so? — was hat ihn denn eigentlich in diese Heirath hineingetrieben?“ — Jones: „Ich glaube, ihre glänzende Fertigkeit in der Konversation.“ — Brown: „So? — Und was bewegt ihn denn, sich nun von ihr wieder scheiden zu lassen?“ — Jones: „Bohl dasselbe.“ —

— Der Rächer seiner Ehre. Wachtmeister (der einen Unteroffizier erwischt, wie er seine Frau küßt): „Jesias, Jesias, Unteroffizier, was soll ich denn jetzt mit Ihna thun? — Jetzt zahlen S' gleich 10 Maß Bier!“ —

— Aus einem Kolportage-Roman. ... „Als der Graf ihm die Banknoten in die Hand drückte, rief er: (Weitere Exemplare zur Verteilung an Bekannte sind gratis zu haben!) —

Vermischtes vom Tage.

— „Herren, die in Bankgeschäften gut eingeführt sind, werden zur Uebernahme einer Vertretung für

Einbruchsdiebstahl zu hohen Bezügen sofort gesucht. Gefl. Meldungen zc.“ Also stand in Nr. 483 der „Magd. Z.“ zu lesen. Natürlich sollte es etwas anders lauten: „Verficherung gegen Einbruchsdiebstahl!“ —

— In Iversgehofen wurde unlängst in einer Gemeindevertreter-Sitzung einer Vorladung Erwähnung gethan, die von der Ortsbehörde an ein neunjähriges Kind gerichtet war. Das Mädchen, das immer bei ihren Eltern gewohnt hat, sollte behufs Angabe ihrer persönlichen Verhältnisse auf dem Melde-Amt erscheinen und ein von der Polizeibehörde des früheren Aufenthaltsortes ausgestelltes Abzugsattest, die letzte Steuerquittung und die Militärpapiere mitbringen. —

— Zu den wissenschaftlichen Vorlesungen für Volksschullehrer, die Professoren der Universität Jena im Winter veranstalten, haben sich 250 Theilnehmer gemeldet. —

— Fünfzehn Schoppen (je 1/4 Liter) Schnaps trank unlängst in Görde ein junger Mensch infolge einer Wette. Er starb an Alkohol-Vergiftung. —

— In Schönberg bei Grafenau (Bayern) sind 17 Häuser mit Stallungen und Stadeln niedergebrannt. —

— Aus einem wilden Lande. Im „Zof. Tageblatt“ erläßt der Sektionschef an die Ersajßpflichtigen der Sektion Uerkheim (Wargau) und Mühlethal folgende Mahnung: „Eine Anzahl der Militär-Steuerpflichtigen der beiden Gemeinden stehen pro 1898 noch aus. Ich nehme an, dringendere Geschäfte haben die Regulirungen der Militärsteuer bis heute verhindert. Da die höheren Organe den Sektionschefs Endrechnung bis längstens Ende September vorschreiben, so würden Sie mich zum hohen Danke verpflichten, wenn Sie sich gelegentlich der Militärsteuer erinnern wollten. Höflichst um Entschuldigung bittend, siehe jederzeit gern zu Ihrer Verfügung! zc.“ —

— In Tarent explodirte am Sonnabend bei Gelegenheit eines Feuerwerks eine Kiste mit Feuerwerkskörpern. Zwei Personen wurden getödtet, sieben verletzt. —

— Schiffszusammenstoß. Der spanische Dampfer „Cartagena“ traf in Ferrol mit beschädigtem Bug ein. Die „Cartagena“ war auf der Höhe von Cap Villano infolge dichten Nebels mit dem englischen Dampfer „Nophena“ zusammengestoßen. Der englische Dampfer sank, 15 Matrosen der „Nophena“ sind ertrunken, nur der Kapitän und ein Matrose wurden gerettet. —

— Aus Odeisa meldet die „Daily Mail“: Auf dem in Kiew abgehaltenen Kirchenkongresse lam der Kannibalismus unter den Botia's zur Besprechung. Der Bischof von Kasan gab zu, daß Menschenfresserei in seiner Diözese bestehe, und sich bisher keine wirksamen Mittel halten lassen, sie auszurotten. Die Kannibalen gingen äußerst vorsichtig und geheim zu Werke. Sie hätten den religiösen Glauben, daß die Götter durch das Tödten und Auf-fressen derer, die sich unter einem Fluche befänden, versöhnt würden. Sichtbare Zeichen solchen Fluches wären unheilbare Krankheiten und großes wiederholtes Unglück. —

— Eine lappländische Zeitung erscheint nunmehr in Arvidsjaur. Sie wird auf einen Vogen Papier aufgeschrieben und jeden Sonntag ausgegeben. —

— In fünf Provinzen Argentiniens sind im Jahre 1897 32 Millionen Kilo Heuschrecken von Staats wegen vernichtet worden. —